Zwischen Klinik und Kaserne : die Geschichte der Militärpsychiatrie in Deutschland und der Schweiz 1870-1914 [Martin Lengwiler] / Die beratenden Psychiater des deutschen Heeres 1939-1945 [Peter Berger]

Autor(en): **Platz, Johannes**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **8 (2001)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MARTIN LENGWILER
ZWISCHEN KLINIK UND KASERNE
DIE GESCHICHTE DER MILITÄRPSYCHIATRIE IN DEUTSCHLAND UND DER SCHWEIZ 1870–1914

CHRONOS, ZÜRICH 2000, 432 S., FR. 58.–

PETER BERGER
DIE BERATENDEN PSYCHIATER DES DEUTSCHEN HEERES 1939–1945

FRANKFURT A. M. 1998, 328 S., DM 89.–

Humanwissenschaftliche Experten gewannen seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts im Erziehungswesen, in der Arbeitsverwaltung und vor allem auch im Militär an Boden. Mit der Geschichte der Militärpsychiater als akademisch ausgebildete Experten beschäftigen sich zwei in jüngerer Zeit erschienene Studien. Lengwiler untersucht vergleichend die Entwicklung der Militärpsychiatrie in zwei deutschsprachigen Ländern vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, also die Vorgeschichte einer institutionalisierten Militärpsychiatrie, beziehungsweise die Geschichte einer Institutionalisierung. Er schliesst damit eine Forschungslücke, beschäftigt sich doch die Mehrzahl der Arbeiten mit der Zeit zwischen 1914 und 1945. Bergers Untersuchung fällt zwar auch in diesen Zeitraum, doch hat er sich zum Ziel gesetzt, mit den Beratenden Psychiatern des Heeres eine eng umgrenzte Gruppe zu untersuchen, die in erster Linie für die Dauer des Zweiten Weltkriegs als zeitweilig verpflichtete Experten aus dem akademisch-universitären Feld eine Rolle gespielt hat. Solche gruppenbiografischen Untersuchungen sind bisher häufig in der Wissenschaftsgeschichte noch Desiderat.

Die beiden Studien stehen für unterschiedliche Ansätze in der Wissenschaftsgeschichte. Obwohl in Lengwilers Untersuchungszeitraum der Institutionalisierungsprozess der deutschen Militärpsychiatrie fällt, stützt sich seine Untersuchung wie auch die Darstellung nur in geringem Masse auf organisationsgeschichtliche Ansätze, sondern folgt in weiten Teilen einem diskursanalytischen Ansatz in Anschluss an Foucault. Berger hingegen hat auf den ersten Blick eine «traditionellere» Geschichte der Beratenden Psychiater im Zweiten Weltkrieg vorgelegt. Seine Untersuchung der organisationsgeschichtlichen Aspekte und vor allem die prosopographische Dokumentation kann allerdings auch auf einer anderen Forschungslage aufbauen, insofern für Bergers Untersuchungszeitraum schon eine ganze Zahl von Studien zur Ideen- und Diskursgeschichte der deutschen Militärpsychiatrie vorliegen.

Bei Georg Bergers Dissertation handelt es sich um eine detaillierte Spezialuntersuchung, die eine eng definierte Gruppe innerhalb des militärischen Sanitätsdienstes für den begrenzten Zeitraum ihres Wirkens während des Zweiten Weltkriegs zum Gegenstand hat. Mit den Beratenden Psychiatern gerät ein Kreis von Psychiatern in den Blick, der vor und nach dem Weltkrieg im Wesentlichen ausserhalb des Militärdienstes wirkte, nämlich als Ordinarien an Universitäten. Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile: Im ersten stellt Berger die Ergebnisse seiner instutionengeschichtlichen und prosopographischen Untersuchungen zur Gruppe der Beratenden Psychiater dar. Im zweiten Teil untersucht er die praktische Tätigkeit dieser Psychiater anhand der Behandlung von psychiatrischen und neurologischen Erkrankungen.

Der erste Teil beginnt mit streng institutionengeschichtlichen Kapiteln, in denen Berger den Aufbau des Heeressanitätsdienstes und die organisatorischen Aspekte der Arbeit der Beratenden Psychiater darstellt. Auf Grund seiner prosopographischen Untersuchungen, deren Grundlage die im Anhang der Arbeit

dokumentierten Biografien bilden, gelingt es ihm, die Gruppenstruktur und -merkmale der Beratenden Psychiater zu rekonstruieren. Die etwa 60 Beratenden Psychiater des Heeres gehörten den Jahrgängen 1877–1911 an. Bei den meisten von ihnen handelte es sich um Ordinarien der Psychiatrie. Grösstenteils hatten sie am Ersten Weltkrieg als Soldaten teilgenommen. Zwei Drittel waren Mitglieder der NSDAP, drei der Beratenden Psychiater gehörten der SS an. Des Weiteren befanden sich in der Gruppe immerhin fünf Psychiater, die zuvor bereits als «Euthanasie»-Gutachter an der Ermordung von Geisteskranken mitgewirkt hatten.

Bergers Befunde des zweiten Teils, in dem er die Praxis der Beratenden Psychiater auf der Grundlage der Akten im Bestand der Heeressanitätsinspektion und hier insbesondere der erhaltenen Erfahrungsberichte dieser Ärzte rekonstruiert, zeigen deutlich, dass sich in der Praxis nur wenig Distanz zu militärischen Anforderungen und den ideologischen Zumutungen durch das NS-System feststellen lässt. Zwar scheinen die Beratenden Psychiater des Heeres den überwiegenden Teil der kriegsbedingten Verletzungen des Nervensystems und neurologischen Erkrankungen im Bemühen um eine objektive Diagnostik und eine sorgfältige Wiederherstellung der Gesundheit der Soldaten behandelt zu haben, jedoch haben sie in der Behandlung der psychiatrischen Erkrankungen allem Anschein nach die gleichen ideologisch besetzten Antworten wie ihre zivilen Kollegen gegeben und für ein schnelles Ausscheiden als minderwertig betrachteter Geisteskranker gesorgt zu haben. Aber nicht nur durch den Ausschluss aus der Institution Militär und die Überweisung der «Sorgenkinder» an die Irrenanstalten setzten die militärischen Psychiater ihre Patienten (häufig wissentlich) der Gefahr der Vernichtung aus. Innerhalb der Heeressanität wandten die Militärpsychiater Therapieformen an, die in der Forschung zurecht auch als «Folter» (Karl-Heinz Roth) charakterisiert wurden. Berger zeigt eindringlich die unmenschlichen Behandlungsmethoden innerhalb des Heeressanitätsdienstes auf.

Auch bei Lengwilers Untersuchung handelt es sich um eine Dissertation. Sie gliedert sich in drei Hauptteile: in einem ersten wissenschaftshistorisch orientierten Teil geht es um die Etablierung militärpsychiatrischer Wissensformen nach dem deutsch-französischen Krieg. Der zweite und dritte Teil dienen der Darstellung der Institutionalisierung der Psychiatrie in den Armeen Deutschlands und der Schweiz, der vornehmlich vor dem Hintergrund der praktischen Funktionen und Anwendungsweisen der Psychiatrie abgehandelt wird.

Zunächst zum ersten Teil: Lengwilers Ausgangspunkt für die wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung bildet die «Verwissenschaftlichung der militärischen Ausbildung», die er anhand des Übergangs vom moralisch-philosophisch begründeten Erziehungsleitbild zum naturwissenschaftlich fundierten Konzept des Trainings auf den Beginn des 20. Jahrhunderts datiert. Diesen von Lengwiler als Paradigmenwechsel charakterisierten Übergang verdeutlicht der Autor an parallelen Befunden in den Bereichen der Medizin, der Physiologie und der Psychologie. Ob dieser Wandel tatsächlich die Kriterien erfüllt, die es erlauben, ihn als Paradigmenwechsel zu bezeichnen, ist fraglich. Angemessener wäre es m. E. gewesen, von einem Leitbildwandel zu sprechen.

In den weiteren Kapiteln des ersten Teils untersucht der Autor zentrale Diagnosen, die häufig gestellt wurden, nämlich den «Aufstieg und Fall der Kriegs- und Militärpsychose», die «männliche Hysterie», deren Auftreten in Verbindung mit den Formen des männerbündischen

Soziallebens im Militär gebracht wird, sowie die Epilepsiediagnose. Am Beispiel der Debatte um die «Kriegspsychose» zeigt Lengwiler einen wissenschaftlichen Perspektivenwechsel der Militärpsychiater auf: vom externen Blick des Anstaltspsychiaters wandelte er sich zum internen Blick des institutionell im Sanitätsdienst gebundenen militärischen Psychiaters. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang der Deutungswandel, der an diesen Perspektivenwechsel anschliesst: Die institutionell nicht an das Militär gebundenen Anstaltspsychiater richteten ihre Aufmerksamkeit auf die pathogenen Effekte moderner Kriegführung. Im Zuge der institutionellen Einbindung rückte mehr und mehr die Frage in den Mittelpunkt, welche Gefahren die Geisteskrankheiten beziehungsweise der Geisteskranke selbst für die Armee darstellen. Dieser Deutungswandel ergriff auch die Praxis, insofern er für die psychiatrische Selektionstätigkeit innerhalb der Rekrutierungspraxis massgeblich wurde. Eine eigenwillige Interpretation entwickelt Lengwiler anhand der Diagnostik des «Schwachsinns» und des sich darum entfaltenden breiten Diskurses. Lengwiler interpretiert die Schwachsinnsdiagnose als eine «Kritik» am vorherrschenden «militärischen Erziehungsideal», demzufolge das Militär die Schule der Nation darstelle. Das vergemeinschaftende Leitbild der «Schule der Nation» sei durch die Diagnostik des Schwachsinns und den anschliessenden Ausschluss der Schwachsinnigen in Frage gestellt worden.

Im zweiten Teil wird die Etablierung und Institutionalisierung als militärpsychiatrischer Beruf und als spezialisierte Einzeldisziplin für das deutsche Kaiserreich dargestellt. Ausgehend von den praktischen Problemen medizinischer Versorgung, nämlich bestimmten Pathologien, die im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 zum ersten Mal beobachtet und behandelt wurden, untersucht Lengwiler die praktischen Anforderungen der Militärs, die zur Etablierung der militärpsychiatrischen Disziplin geführt haben. Lengwiler geht auf die Frage ein, ob die Zunahme psychiatrischer Krankheitsbilder eine Wirkung der schon im deutsch-französischen Krieg erfolgten Modernisierung der Kriegführung (erhöhte Mobilität, Sanitätswesen, Waffentechnik) gewesen sei oder ob die erhöhte Zahl der Fälle auf die spezialisierte und verfeinerte Diagnostik zurückzuführen sei. Er kommt zu dem ambivalenten Ergebnis, dass sich eine direkte Auswirkung der modernisierten Kriegführung nicht durchgängig nachweisen lasse, doch betrachtet er die in der zeitgenössischen Diagnostik und Ätiologie häufig bemühte und unterstellte Wirkung der «Modernisierung des Krieges» selbst als eine «Pathologiemetapher», das heisst neben eine als möglich angenommene krankheitsverursachende Wirkung der modernen Kriegführung trat das Deutungsmuster einer pathologisierenden Wirkung des Krieges: bereits die zeitgenössischen Militärmediziner deuteten die Pathologien primär vor diesem Hintergrund.

Die Institutionalisierung der Militärpsychiatrie wird anhand der Etablierung der spezialisierten militärärztlichen Ausbildung an der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin und der Institutionalisierung innerhalb des Sanitätswesens des Reichsheeres rekonstruiert. Anhand einer Reihe von Beispielen aus der Praxis untersucht Lengwiler die konkreten Anwendungsformen und die Funktionen der Psychiatrie im Militär: Zum einen besass die Militärpsychiatrie eine hohe praktische Relevanz als «sozialmedizinisches Selektionswissen», insofern sie im Ersatzwesen eine entscheidende Rolle spielte. Hier ging es darum, als ungeeignet betrachtete Wehrpflichtige mittels früher Intelligenztests und anderer Eignungsuntersuchungen be-

reits in der Musterung auszusondern. Interessante Befunde kann Lengwiler hier auch bezüglich früher Formen der Vernetzung, des Datenabgleichs zwischen Wehrersatzwesen und anderen Behörden, aber auch karitativen Einrichtungen, vorweisen.

Dass der dritte Teil über Militärpsychiatrie vor 1914 in der Schweiz wesentlich knapper als die beiden anderen Hauptteile ausfällt, liegt wohl vor allem daran, dass es eine vergleichbare militärpsychiatrische Wissenschaft in der Schweiz vor 1914 nicht gab. Interessanterweise aber entwickelte sich in der Schweiz ein Diskurs, der dem deutschen in einer Frage ähnelte: der Degenerationsdiskurs. Vor dem Hintergrund einzelner Forschungsergebnisse wie auch der allgemeinen Statistik entwickelte sich dieser jedoch anders als in Deutschland. Während in Deutschland der Degenerationsdiskurs in starkem Masse vor dem Hintergrund nationalökonomischer Verallgemeinerungen und der Befürchtung der antizipierten negativen volkswirtschaftlichen Auswirkungen um sich griff, handelte es sich im Schweizer Fall um einen ausgesprochenen Expertendiskurs.

In der Zusammenfassung der Ergebnisse betont Lengwiler die Bedeutung des Militärs als Profilierungsfeld einer legitimationsbedürftigen Psychiatrie. Durch das Interesse des Militärs als einer Institution mit hohem Sozialprestige stellte es eine zentrale Profilierungs-, Legitimierungs- und Expansionsmöglichkeit für eine Psychiatrie dar, um deren eigene Legitimationsschwierigkeiten zu überbrücken. Von Nutzen war dabei, dass das Militär ein eigenes Interesse an der Expertise der Psychiater hatte, insofern diese dazu beitragen konnte, strukturelle Probleme des militärischen Soziallebens zu überwinden oder doch wenigstens die notwendigen Deutungsangebote zu diesem Zweck zu liefern. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Militärpsychiatrie stellten sich im Laufe der Untersuchung als «in hohem Masse kontextabhängig» dar; sie konnten sich unter den Bedingungen militärischer Sozialstrukturen stabilisieren und unterlagen insgesamt geringeren Wandlungen als der allgemeinpsychiatrische Diskurs.

Sowohl Berger als auch Lengwiler haben Studien zur Geschichte der Militärpsychiatrie vorgelegt, die mehr als nur Forschungslücken schliessen. Beiden Studien ist gemein, dass sie wesentliche Beiträge zur Kultur- und Ideengeschichte innerhalb des Militärs als institutionellem Rahmen vorgelegt haben. Sie reihen sich damit in eine neue, kultur- und sozialhistorisch erweiterte Militärgeschichte ein. Bergers Studie vermittelt einen kenntnisreichen Einblick in die Organisation, die Entwicklung und die Praxis einer akademischen Gruppe. Sie macht deutlich, dass das Engagement von Akademikern in der Wehrmacht des Dritten Reiches – mindestens für diese Gruppe – keinesfalls den neutralen, von den ideologischen Zumutungen der Nazidiktatur dispensierenden Rückzugsort für Akademiker darstellte, als den diese die Wehrmacht in der Nachkriegszeit gerne darstellten. Insofern ergänzt Bergers Studie die Untersuchungen von Axel Verderber und Peter Riedesser zur Militärpsychiatrie im NS und die Studien Ulfried Geuters zur Militärpsychologie im gleichen Zeitraum um eine detaillierte Spezialstudie. Lengwiler hat den Untersuchungen von Dirk Blasius und Joachim Radkau zur Geschichte der Psychiatrie und psychiatrischer wie psychologischer Deutungsmuster im Kaiserreich eine grundlegende Studie zur Geschichte der Militärpsychiatrie im Kaiserreich hinzugefügt, welche die Genese bestimmter Deutungsmuster innerhalb des Militärs wesentlich erhellt und die an einer wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellung entwickelten Ergebnisse in einen breite-

ren Rahmen sozial-, alltags- und vor allem auch neuerer geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen einordnet.

Johannes Platz (Trier)

RAINER CHRISTOPH SCHWINGES (HG.) **ARTISTEN UND PHILOSOPHEN** WISSENSCHAFTS- UND WIRKUNGSGESCHICHTE EINER FAKULTÄT VOM 13. BIS ZUM 19. JAHRHUNDERT

SCHWABE, BASEL 1999, 501 S., FR. 85.–

Trivial, so musste sich James Joyce einmal anhören, sei vieles in seinem Werk. Der Dichter konterte gewitzt: Manche seiner Mittel seien trivial, manche quadrivial. Trivium und Quadrivium bezeichnen je einen Teil, wörtlich einen «Weg», derjenigen Lerninhalte, die seit der Spätantike als *septem artes liberales* definiert waren. Trivial sind in diesem System der sieben freien Künste Grammatik, Rhetorik und Dialektik, quadrivial Arithmetik, Geometrie, Musik und Sternenlehre. Das in ihnen zusammengefasste Wissensprogramm galt seit der Spätantike als Elementarbildung des literaten Mannes und war dementsprechend allgemein konzipiert. Als sich in Europa die Universitäten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts zu formieren begannen, bereitete der Unterricht in den *artes* auf das eigentliche Studium von Theologie, Jurisprudenz oder Medizin vor.

Der Tagungsband «Artisten und Philosophen» behandelt den Zeitraum von der Gründung der ersten Universitäten bis zur «modernen Forschungsuniversität». Die Beiträge gliedern sich in drei chronologisch strukturierte Teile, die sich an das konventionelle Epochenschema (Spätmittelalter, Frühe Neuzeit, Neuere Geschichte bis ins 19. Jahrhundert) anlehnen. Jedem dieser Teile ist eine eigene Zusammenfassung nachgestellt.

Orientiert man sich an den programmatischen Entwürfen intellektueller Ausbildung, dann könnte man sagen, dass die artistischen Kenntnisse in der Frühzeit der Universität als Fächer galten, die an sich noch zu nichts nutze waren, dass sie dann aber, nachdem sich die Artistenfakultät zur philosophischen Fakultät gewandelt hatte, gerade darin triumphieren, dass sie zu nichts nutze sind. Fichte stellt für die Universität seiner Zeit kategorisch fest: «Die Gelehrtenschule ist durchaus Kunstschule, keine Schule für die Ausübung; […].» Absolventen der philosophischen Fakultät, denen der universitäre Unterricht nur zur Ausbildung diene, sei «recht vernehmlich an ihr Ohr zu reden, dass sie ja nur verfehlte Gelehrte sind; dass um ihretwillen die Gelehrtenanstalten gar nicht da sind, sondern um eines Höhern willen, das sie eben nicht geworden sind». (343) Solche Proklamationen scheinen der heimliche Referenzpunkt für die meisten Autoren des Tagungsbandes gewesen zu sein.

«Artisten und Philosophen» lehren, die Legitimationsfigur des intellektuellen Selbstzwecks und der freien Selbstbestimmung, wie Fichte und viele andere sie formuliert haben, als Sublimierung einer spezifischen sozialen Lage und gerade nicht als Ausdruck persönlicher Interesselosigkeit wahrzunehmen. Die Distanz gegenüber dem Gerangel auf dem freien Arbeitsmarkt oder gegenüber subalternen Positionen in schulischen und anderen Behörden gehört zu den gepflegten Illusionen des modernen Professors und zum schönen Schein der modernen Universität, die sich zum Ort akademischer Freiheit erklärt. Gerade diesen Schein zu zerstören, darin sehen die Autoren der Neuesten Geschichte ihre Aufgabe (Stichweh, 335–350). Entzaubert wird der Glanz grosser Bildung und Kultur, wenn sich auf Grund statistischer Untersuchungen im akademischen